

Doreen
Cunningham

Der Gesang
in den
Meeren





Doreen Cunningham

Der Gesang in den Meeren

Meine Reise mit den Walen

Aus dem Englischen von Karen Witthuhn

Über dieses Buch

«Ich danke den Walen, dass sie da sind.»

Von den Lagunen in Baja California bis zu den Gletschern des Nordpolarmeers legen Grauwalmutter mit ihren Kälbern jährlich Tausende von Meilen in dem sich aufgrund des Klimawandels erwärmenden Meer zurück. Es ist die längste Wanderung eines Säugetiers auf der Erde. Doreen Cunningham, selbst alleinerziehende Mutter, folgt den Walen auf dieser gefährlichen Reise, zusammen mit ihrem zweijährigen Sohn Max- in Bussen, Zügen und auf Schiffen, allein und auf sich gestellt. Den Plan zu diesem Abenteuer fasst sie an einem Tiefpunkt ihres Lebens: gestrandet in einem Heim für obdachlose Mütter auf Jersey, erinnert sie sich an ihren monatelangen Aufenthalt bei den Iñupiat im Norden Alaskas, an die überwältigende Natur, die ihr schon einmal geholfen hat. Nun will sie es mit Max erneut versuchen, dem kleinen Jungen zeigen, wie Mensch und Wal verbunden sind, was Freiheit und Liebe bedeuten. Ihr Bericht über diese Zeit ist eine einzigartige Mischung aus Memoir, Reisebericht und wissenschaftlicher Dokumentation, ein Buch über Mutterschaft und Überlebenswillen, ein Buch von großer poetischer Kraft.

Vita

Doreen Cunningham hat als Klimaforscherin beim britischen Forschungsrat für Umweltforschung gearbeitet, bevor sie sich dem Journalismus zuwandte. Für die BBC berichtete sie 20 Jahre lang über Naturthemen. Sie ist ausgebildete Umweltingenieurin und hat außerdem Creative Writing studiert.

Karen Witthuhn übersetzt nach einem ersten Leben im Theater seit 2000 Theatertexte und Romane, u.a. von Simon Beckett, D.B. John, Ken Bruen, Sam Hawken, Percival Everett, Anita Nair, Alan Carter und George Pelecanos. 2015 und 2018 erhielt sie Arbeitsstipendien des Deutschen Übersetzerfonds.

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel *Sounding. Journeys in the Company of Whales* bei Virago Press, an imprint of Little, Brown Book Group, London

Die deutsche Übersetzung verwendet wechselweise die weibliche und männliche Form; gelegentlich werden auch beide Geschlechter benannt.

Die Übersetzung wurde gefördert im Rahmen von NEUSTART KULTUR des Deutschen Übersetzerfonds

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Dezember 2022

Copyright © 2022 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Soundings Copyright © Doreen Walton, 2022

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung Anzinger und Rasp, München,
nach dem Original von Little Brown Book Group

Coverabbildung Bartosz Kosowski

Karte: Jamie Whyte

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-00968-4

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

*Für meine Kinder, alle Kinder,
menschliche und andere.*

INHALT

Prolog 11

Los Angeles 21

Utqiaġvik: Agviq 43

Laguna Ojo de Liebre 71

Utqiaġvik: Wie man wartet 91

Scammon's Lagoon 112

Utqiaġvik: Walschnee 131

Der Golf von Kalifornien: Sea of Cortés 155

Utqiaġvik: Dazugehören 180

Von Palos Verdes nach Monterey Bay 201

Utqiaġvik: Doreen Kaleak 223

Von Depoe Bay nach San Juan Islands 245

Utqiaġvik: Abtauchen 274

Glacier Bay 291

Rückkehr nach Utqiaġvik 312

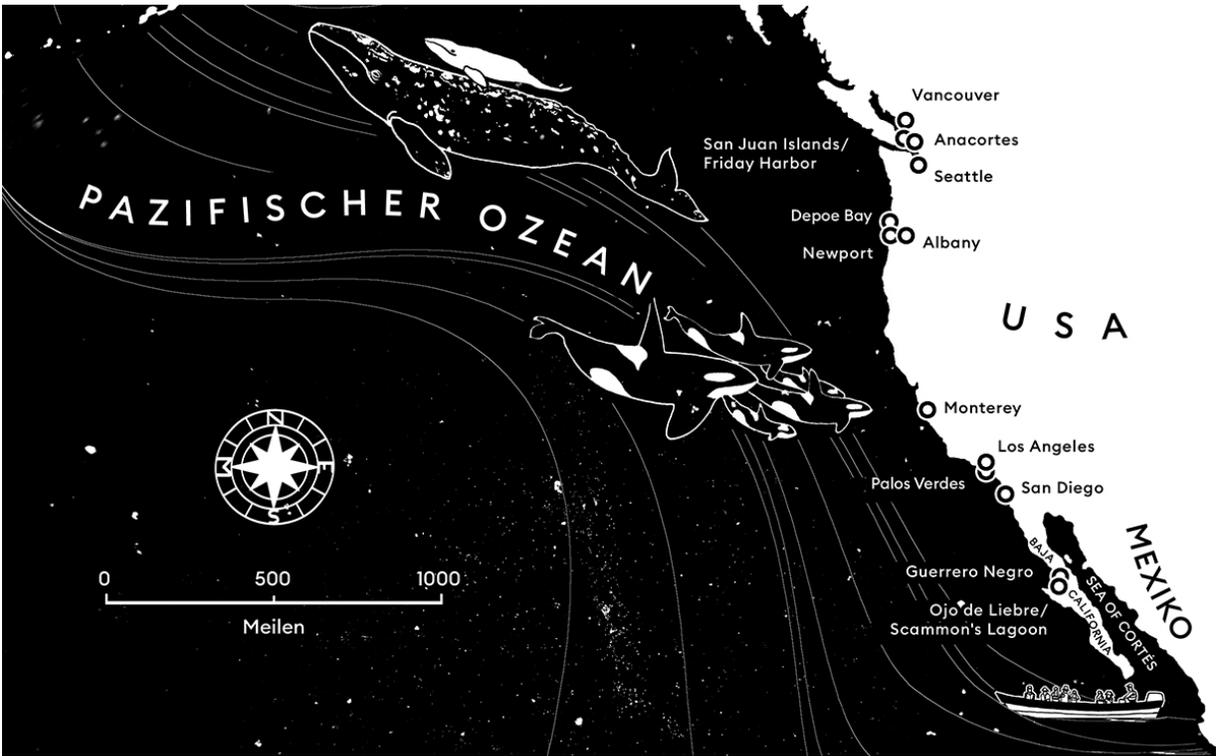
Kodiak Island 326

Zu Hause 336

Anmerkung der Autorin 347

Quellenverzeichnis 349

Danksagungen 365





PROLOG

Der Wind weht mir Gischt ins Gesicht. Wellen schwappen gegen die Seitenwände unseres kleinen Fischerboots, als es aus dem Hafen hinaus in die aufgehende Morgensonne fährt, die den Horizont in Flammen aufgehen lässt. Vorne «hilft» mein zweijähriger Sohn Max, das Boot zu steuern. Ich kenne Chris, den Skipper, erst seit zwölf Stunden. Wir borgen uns einen Vater, einen, der das Meer kennt und uns seine Geheimnisse zeigen kann. Heute ist die letzte Chance, dass doch noch alles gut wird. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als diesem freundlichen Fremden zu vertrauen, mich dem Wind und dem Wasser hinzugeben, den Blick auf die Wellen zu richten und jede Woge, jede Strömung, jeden Strudel, jedes Kräuseln genau zu beobachten.

«Guck, alter Rosteimer», ruft Max aus der Kabine mit ausgestrecktem Arm, als wir langsam an dem blau-weißen, mit rotem Rost gestreiften Rumpf eines kommerziellen Fischerboots vorbeischippeln. Max spielt *Peppa Wutz* nach, wenn Opa Wutz sich mit Opa Kläff streitet. Auf dem Bug des Fischerboots steht in großen weißen Buchstaben der Name: Faith – Vertrauen. Ich wende mich ab. Ich habe jegliches Vertrauen verloren, sowohl in meine Idee, dem Zug der

Grauwale zu folgen, als auch in die Wale und vor allem in mich selbst. Ich wollte Max Walmütter und ihre Kälber zeigen, die von den Lagunen in Baja California bis zum Arktischen Ozean Tausende von Meilen zurücklegen, um ihm damit zu beweisen, dass auch wir beide alles schaffen, alle Hindernisse überwinden können. Aber eigentlich wollte ich es mir selbst beweisen, und nichts ist nach Plan verlaufen.

Kodiak Island, die letzte Station auf unserer Reise, ist ein wichtiger Zwischenstopp der Grauwale und für uns die letzte Möglichkeit, sie vor unserem Heimflug vielleicht doch noch zu sehen. Auf der Karte sieht die Insel aus wie zufällig vor der Küste Alaskas ins Meer geworfen, versenkt, so wie ich den Zehntausend-Pfund-Kredit zur Finanzierung der Reise versenkt habe. Unsere Visa sind ebenfalls abgelaufen. Die Reise sollte ein Neuanfang sein. Sie hat mich eine Zeit lang von meinen Problemen abgelenkt, aber jetzt türmt sich alles, wovor ich weggelaufen bin, wieder vor mir auf, die ganze lange Liste meines Versagens: Ich habe es weder geschafft, Max und mir ein erträgliches Leben zu ermöglichen, noch unseren Lebensunterhalt zu verdienen oder auch nur einfach weiterzumachen wie alle anderen. Ich habe wiederholt und spektakulär in der Liebe versagt und nicht kapiert, was für eine dämliche Idee diese Reise im Grunde genommen ist. Mein Versagen überwältigt mich derart, dass mir schwindelig wird. Ich kralle die Finger in das Holz der Reling, sie hinterlassen keine Spuren. Wir gleiten an der Arctic Hunter, an der Resolution, an der Provider und an der Lady Kodiak vorbei, die

an der letzten Anlegestelle liegen. Das Boot nimmt Fahrt auf. Als wir den Schutz der Landspitze verlassen, werden die Wellen größer, rauer, grauer. Im Gegensatz zu mir verurteilt das Meer nicht. Es könnte mich ertränken und bliebe dabei völlig unpersönlich. Das Desinteresse ist tröstlich. Der eisige Wind betäubt den Schmerz in meiner Brust. Die Wassermassen, die sich in der Ferne donnernd gegen die Klippen werfen, übertönen mein Gedankenchaos.

Max sitzt auf Chris' Knien, ein kleines Händepaar und ein großes Händepaar nebeneinander am Steuer halten uns auf Kurs. Max hat so viel Spaß, dass er nicht ein einziges Mal nach mir gerufen hat. Ich sehe einen breit lächelnden Mundwinkel, eine Pausbacke hinter blonden Zausellocken und den Kragen seines Hoodies. Er dreht sich um und sieht mich mit seinen großen, leicht länglichen und normalerweise blauen Augen an, die im Licht, das durch die Wolken fällt, weich und grau aussehen.

Kodiak Island verschwindet hinter uns im Meer. Wir befinden uns im Golf von Alaska, wo das Beringmeer sich an den Aleuten bricht, die sich westlich in Richtung Russland erstrecken. Das Volk der Unangan oder Aleuten nennt eine dieser Inseln den Geburtsort der Winde. Chris, ein ehemaliger Fischer, der zum Elektriker und Landei umgeschult hat, gönnt sich zum Vatertag einen Angelausflug. Während wir über die Wellen flitzen, werden seine Frau und die beiden kleinen Töchter auf den Bänken in der Kabine in die Luft geworfen.

Max und ich haben uns ihnen angeschlossen, weil Chris die Futterplätze der Grauwale kennt.

Kodiak Island ist der Lebensraum von gruseligen Ungeheuern wie den Kodiak-Bären, aber auch diese wunderbare, freundliche Familie ist dort zu Hause. Außerdem ist die Insel für benthischen Schlick bekannt. Im Moment ist der Nebel zu dicht, um irgendeine Form von Leben auf dem Meer oder darin entdecken zu können, und in meiner Niedergeschlagenheit erscheint mir der kalte Schlamm am Meeresgrund geradezu verlockend. Ich halte mich am Schandeck fest, schließe die Augen und stelle mir vor, ich würde durch die Wasserschichten nach unten sinken.

Ich tauche mit den Walen. Über mir zieht sich das Licht zu einem glänzenden Kreis zusammen. Mein Blut fließt langsamer, die Lunge schließt sich, der Körper schaltet ab. Farben lösen sich auf. Ich bin in dunklem Dunst verloren. Ich höre den Meeresboden, er wellt sich, zerfließt. Wasser gluckert, Lebewesen wuseln, Krabben schnappen zu. Ich horche in der Dunkelheit nach Stimmen, rufe, versuche, die Grauen herbeizurufen.

Jetzt bin ich Wissenschaftlerin, untersuche den Schlick, das Gewimmel der Formenvielfalt. Muscheln surfen in der Strömung oder graben ihre Füße in den Grund, Bandwürmer krümmen und winden sich. Kommagarnelen mit gegabelten Schwänzen, Diastylidae aus der Ordnung Cumacea, wirbeln umher und laichen. Diese winzigen Garnelen sind der Grund für die weite Reise der Wale. Kaum zu glauben, dass solche

Giganten sich von einer nur millimetergroßen Beute ernähren. Wenn die Wale den Meeresboden abgrasen und den Silt durch ihren Bartenvorhang filtern, wirbeln Schlammwolken auf wie Lavaflüsse. Aufgrund der klimawandelbedingten Veränderungen im Meer können Grauwale bei der Nahrungssuche nicht länger wählerisch sein. Hier um Kodiak Island herum müssen sie sich inzwischen mit einer kalorienärmeren und hartschaligen Garnelenart zufriedengeben. [1] Glücklicherweise sind sie im Grunde nichts anderes als Staubsauger.

Ich habe auf dieser Reise viel über Grauwale gelernt. Immer wenn Max schlief, habe ich gelesen.

Ihr seid einzigartige und eindrucksvolle Wesen, Wächter der Meere, Ökosystemexperten, Vorboten des Klimawandels, der uns alle betreffen wird. Aber wo zum Teufel steckt ihr? Wieso lasst ihr mich im Stich?

Vor der Geburt meines Sohnes hatte ich in London eine Eigentumswohnung, ein funktionierendes Sozialleben und eine erfolgreiche Karriere als Journalistin. Dann wurde mein Leben auf den Kopf gestellt. 2012, als Max ein Jahr alt war, lebte ich in einem Wohnheim für alleinerziehende Mütter auf der Insel Jersey, auf der ich aufgewachsen bin. Meine Ersparnisse waren dafür draufgegangen, mich vor Gericht mit Pavel, meinem Ex, um das Sorgerecht für Max zu streiten.

Im Wohnheim verhielt ich mich möglichst unauffällig und schirmte mich von der Außenwelt ab. So vieles war mir in so

kurzer Zeit aus den Händen geglitten. Regelmäßige, bezahlte Arbeit, Schlaf, Freunde und Freundinnen, die ich aus Geldmangel nicht mehr anrufen konnte, meine Wohnung im Osten von London. Die gehörte mir zwar, aber ich konnte sie weder verkaufen, weil sie als negatives Kapital galt, noch die Hypothek bezahlen und selber darin wohnen. Und es gab noch andere Gründe, London zu meiden.

Es fühlte sich an, als würde ich von Neuem laufen und sprechen lernen. Die Welt schien mich nicht mehr zu erkennen, also konzentrierte ich mich auf das, was für mich ihren Mittelpunkt bildete, nämlich meinen einjährigen Sohn.

An einem Wintertag ging ich durch eine Seitenstraße von St. Helier, Jerseys Hauptstadt. Ich war auf dem Weg zu einer Food Bank, einer Lebensmittelausgabe, die sich über einem Laden der Heilsarmee befand. Ein Mann führte uns lächelnd an Kleiderständen vorbei zu einer Reihe von Vorratskammern im ersten Stock.

«Nehmen Sie, was immer Sie brauchen», sagte er. «So viel Sie tragen können.» Ich griff mit beiden Händen zu. Eine Tasche drohte schon zu reißen. Die Türklingel bimmelte, als ich den Laden mit drei Tüten voller Konservendosen in der einen und Max an der anderen Hand verließ.

Plötzlich eine bekannte Stimme: «Doreen!» Eine alte Schulfreundin stand mit herzlichem Lächeln vor mir. Vor zwei Jahrzehnten waren wir eng befreundet gewesen. «Du bist wieder da.»

«Hey! Ja, bin ich.» Ich setzte die Tüten ab.

«Ich wusste gar nicht, dass du ein Kind hast. Hallo, du Hübscher.» Sie nickte Max zu und sah dann wieder mich an. «Dein Mann ist aus England?» Max hüpfte hin und her und zog an meiner Hand.

«Es gibt keinen Mann, nur Max und mich. Wie geht es dir? Ist lange her.»

Ihre nächste Frage hing schon in der Luft. «Wohnst du wieder zu Hause bei deinen Eltern?»

Ich biss die Zähne zusammen. «Nein, meine Mum ist zu krank.» Ich griff nach den Tüten.

«Wo bist du denn untergekommen?» Sie runzelte die Stirn. «Wie kommst du klar? Hilft dir jemand?»

Mein Kopf schmerzte. Die Griffe der Plastiktüten schnitten mir in die Hand. Ich ließ mich von Max rückwärts die Straße entlangziehen.

«Uns geht's gut. Schön, dich zu sehen», rief ich meiner alten Freundin zu. «Tut mir leid, ich muss weiter, wir sind spät dran.»

Auf dem Weg zurück ins Wohnheim kamen wir an einer Bäckerei vorbei, in deren Schaufenster Brötchen auf Backblechen lagen. In der Scheibe spiegelte sich eine Obdachlose, die meine Kleider trug und ein wunderschönes Kind an der Hand hielt.

Ein paar Wochen später brachte mich eine andere Zufallsbegegnung auf einen neuen Weg. Frauen wie ich, also alleinerziehende Mütter, die im Wohnheim lebten, galten als bedürftig. Eine wohlmeinende Kirchengruppe wollte uns etwas

Gutes tun und hatte einen Wohlfühltag organisiert. Ich traf etwas zu früh ein, schob die schwere hölzerne Doppeltür auf und staunte über die Größe des hellen Saals.

«Lieber Gott, hilf diesen armen Frauen ... den richtigen Weg ... hinfort von Satan ...» Die Frauen waren ins Gebet vertieft und bemerkten mich nicht. Ich wollte gerade auf dem Absatz kehrtmachen, da sahen sie auf und begrüßten mich freundlich lächelnd. Ich reagierte mit einem finsternen Blick. Ach ja, ich sollte also gerettet werden? Eine Frau steuerte auf Max zu und brachte uns in eine Spielecke, die, wie sie mir versicherte, von professionellen Kindergärtnerinnen beaufsichtigt wurde. Er nahm ihre Hand und wackelte los, um die Spielsachen in Augenschein zu nehmen. Ich wurde von einer Frau in blau-weiß gestreifter Segelbluse und Bootsschuhen in eine andere Ecke geführt, in der Massagen, Maniküren und Fußbäder angeboten wurden. Ich war fest entschlossen, mich nicht zum Wohltätigkeitsopfer machen zu lassen. Max und ich mussten hier raus. Aber als ich mich umdrehte, sah ich meinen Sohn auf dem Schoß einer fremden Frau sitzen und ein Geschenk auspacken, einen Spielzeugbetonmischer samt Fahrer und beweglicher Trommel. Er strahlte vor Freude. Ich schaute mich um. Immer mehr Familien trafen ein. Also gut, wenn ich schon als Satansweib galt, würde ich das Beste daraus machen.

«Eine Kopfmassage wäre toll, vielen Dank», sagte ich zu der Segelblusenfrau, nahm Platz und schloss die Augen. Ihre Finger auf meinem Kopf fühlten sich an wie Wasser. Ich stellte mir vor, ich säße in einem Whirlpool. Aber der verwandelte sich in

ein Meer. Der Gemeindesaal verschwand, ich war wieder Kind, lief frei an den Stränden von Jersey und Irland herum. Dann tauchte in meinem Kopf eine andere Küste auf, in der Arktis, und ich sah das Meereis vor mir, das sich bis zum Nordpol erstreckt. Ich war wieder in Alaska, wie vor sieben Jahren, war wieder in der Stadt Utqiagvik, die damals Barrow hieß, und wohnte bei einer Iñupiaq-Familie. Die Stadt klammert sich am nördlichsten Punkt der USA an die Küste des Arktischen Ozeans. Hier leben und überleben die Iñupiat seit Tausenden von Jahren, immer wieder von Eis und Dunkelheit umschlossen, zusammengeschweißt durch ihre uralte Kultur und durch die besondere Beziehung zu den Tieren, die sie jagen, vor allem die großartigen und geheimnisvollen Grönlandwale. Ich hatte dort nicht nur Wale gesehen, ich hatte zu einer Familienjagdgruppe gehört und ein Land von erstaunlicher Schönheit und Gefährlichkeit kennengelernt. Damals hatte ich mich so lebendig gefühlt, mit anderen Menschen und der Natur eng verbunden. Wenn ich dieses Gefühl nur wiederfinden und es an Max weitergeben könnte.

«Mummy.»

Ich kehrte aus der Arktis zurück und öffnete die Augen. Max stand vor mir. Die Frau nahm ihre Hände von meinem Kopf. Er fühlte sich leichter an.

«Gehen.» Max zeigte auf den Ausgang. Ich dankte meiner Masseurin, nahm seine Hand und ging.

Als Max an jenem Abend eingeschlafen war, schob ich meinen Recherchejob beiseite und suchte im Netz nach

Informationen über Grönlandwale. Danach kamen Blauwale an die Reihe, und ich schaute zum wiederholten Mal mein Lieblingsvideo von David Attenborough, in dem die riesigen Kreaturen direkt neben seinem winzigen Boot auftauchen. Schließlich stieß ich auf einen Artikel über Grauwale, über die ich bis dahin nichts gewusst hatte. Ich lernte, dass es zwei Populationen gibt, eine im westlichen, die andere im östlichen Pazifik. Und ich fand heraus, dass die östliche Population jedes Jahr von der Arktis zu den Geburtslagunen vor Mexiko wandert, um dann mit den neugeborenen Kälbern wieder nach Norden zurückzukehren. Das ist eine Rundreise von etwa zwanzigtausend Kilometern, als würde man fast zwei Mal um den Mond schwimmen. Die Wale bewegen sich normalerweise in Küstennähe durch flache Tangwälder und sind entlang der ganzen amerikanischen Westküste zu beobachten. Die Mütter wehren Raubtiere ab, erziehen und ernähren ihre Jungen und schwimmen dabei um den halben Planeten. Sie sind der Inbegriff von Ausdauer.

Beim Lesen verspürte ich neue Kraft. Mütter und neugeborene Kälber, so stand in dem Artikel, sind zwischen Dezember und April in Baja California anzutreffen. Vielleicht könnte ich ja mit Max dorthin fahren. Darüber musste ich laut lachen, aber die Idee blieb hängen. Max könnte die Wale zumindest unterbewusst aufnehmen, ein Gefühl für Freiheit bekommen und die Enge und Verzweiflung, die er im Wohnheim miterleben musste, vergessen. Ich könnte ihm die Wunder der Unterwasserwelt zeigen. Das wäre wie in den

Attenborough-Dokumentationen, mit denen ich aufgewachsen bin, nur besser, weil real. Es war Januar. Die Mütter und Kälber müssten bereits in Baja sein.

Während ich so neben Max auf der Bettkante vor meinem Computer hockte, hörte ich eine Stimme, Billys Stimme, tief und ganz nah, als würde er direkt neben mir sitzen, wie damals vor sieben Jahren auf dem Meereis in Alaska, als wir nach Walen Ausschau hielten.

«Manchmal», sagte er langsam, «sehen wir einen Grauwal.» Es war, als würde Billy mit mir sprechen, über all die Meilen hinweg, die uns trennten.

Danach ging alles sehr schnell. Eine unsichtbare Schnur schien mich durch das Fenster hinauf in den Himmel und quer über das Meer zu ziehen. Schon am nächsten Tag verließ ich das Wohnheim und zog ins Dachzimmer einer Freundin. Ich nahm einen Kredit auf, organisierte Visa. Wir würden den Müttern und Kälbern von Mexiko bis ans Ende der Welt folgen, erzählte ich Max. Sie würden schwimmen und wir mit Bussen, Zügen und Booten nebenherfahren.

«Zug?» Die Wale interessierten Max kaum, Transportmittel umso mehr. «Ich nehme Flash mit, Mummy.» Er holte seinen flauschigen Stoffhund und stellte sich abreisebereit an die Tür.

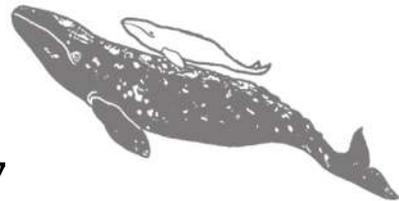
Ich sagte mir, ich würde von den Walen wieder lernen, Mutter zu sein, durchzuhalten, zu leben.

Im Geheimen sehnte ich mich ins nördlichste Alaska zurück, in die Gemeinschaft, die mich in der harschen Schönheit der

Arktis beschützt hatte, und zu Billy, dem Walfänger, der mich geliebt hatte.

LOS ANGELES

Breitengrad: 33° 59' 40" N



Längengrad: 118° 28' 57" W

Der Passbeamte in Los Angeles starrt mich durchdringend an, senkt den Blick, sieht Max und strahlt. Max watschelt mit seinem Mini-Rucksack neben mir her wie ein Pinguin, ruft auf Nachfrage laut seinen Namen und verbreitet wie durch Zauberhand allgemeine Heiterkeit. Ich halte meine Papiere umklammert, aber der Beamte wirft nicht einmal einen Blick darauf, sondern winkt uns einfach durch.

In der Ankunftshalle werden wir von meiner Freundin Marie mit offenen Armen empfangen. Ihr sechs Monate altes Baby schläft im Kinderwagen. In Los Angeles ist es warm und trocken, Max und ich schälen uns während der Autofahrt aus unseren Wintermänteln. Dürre Palmen mit windzerzausten Wedeln wippen über uns. Als wir Maries Wohnung in Venice Beach erreichen, ist es schon spät. Sie hat außer dem Baby noch

einen kleinen Sohn in Max' Alter. Während die Kinder auf einer Kreidetafel herumkritzeln, trinken Marie und ich Tee und sprechen über die bevorstehende Reise. Max und ich werden uns in San Diego einer Reisegruppe anschließen, mit ihr nach Baja fahren und dort zwei Wochen lang Wale beobachten.

«Und dann in die Arktis?», fragt Marie. «Ein weiter Weg.» Marie kennt den Norden. Wir haben uns damals auf dem Flug nach Utqiagvik kennengelernt, saßen nebeneinander in enge Sitze gequetscht und bewunderten nach der Landung gegenseitig unsere Skijacken. Ringsherum war nichts als Weiß zu sehen gewesen, nach kaum zehn Schritten hatte sich das Wasser in meiner Trinkflasche in Eiskristalle verwandelt. Am Ende meines Aufenthalts hatte die Kälte auch mich verwandelt. Manche Orte sind so. Man kommt verändert zurück, manchmal auch gar nicht. Dass Marie Utqiagvik kennt, tut mir gut. Das geht Astronauten, die sich nach ihrer Rückkehr vom Mond irgendwann wiedersehen, vermutlich ähnlich.

«Wir teilen die Reise in zwei Hälften», sage ich. Max und ich dürfen höchstens einen Monat am Stück wegbleiben, ohne über diverse juristische Hürden springen zu müssen. «Zwei einmonatige Reisen. Erst Mexiko, dann nach Hause, dann kommen wir wieder und folgen den Walen gen Norden.»

«Dann sehen wir uns zweimal!» Marie will wissen, wie ich mir das Ganze leisten kann. Ich erzähle von meinem Telefonat mit der Bank. Wir waren am Strand, Max rannte barfuß durch den Sand und quietschte, als er merkte, dass seine Abdrücke

sich hinter ihm auflösten. Ich hatte das Handy in der Hand und schirmte es gegen den Wind ab.

«Arbeiten Sie noch, sind Sie angestellt?», fragte der Mann von der Bank. Ich hatte mich gerade ganz beiläufig nach einem Kredit erkundigt.

«Ja.» Ich hielt den Atem an. Er hatte mein Konto vor sich. Und musste doch sehen, dass ich nicht mehr angestellt war, dass ich nur selten arbeitete. Eine Pause. Wenn ich so lange die Luft anhielte, bis er etwas sagte, würde die Antwort positiv ausfallen, redete ich mir ein.

«Okay, ist erledigt. In spätestens fünf Tagen sollten Sie zehntausend Pfund auf dem Konto haben.»

Marie findet mich mutig. «Ihr Jungs habt ja einen Sturm gemalt», sagt sie und bewundert das chaotische Kreidekunstwerk. Am Abend rollen Max und ich uns auf dem Klappsofa im Wohnzimmer zusammen und genießen es, in einem echten Zuhause zu sein.

Bei unserem Einzug war das Wohnheim fast voll. Max und ich wurden im zweiten Stock untergebracht, durch vier Brandschutztüren und acht Treppenschutzgitter von der Außenwelt getrennt, regelrecht weggeschlossen. Ashley, im Zimmer nebenan, war Anwaltsgehilfin und kam ursprünglich aus Südafrika. Sie hatte einen fünfjährigen Jungen. Magda, ein Zimmer weiter, war Polin und Mutter von drei Kindern. Angelina, ein Stockwerk tiefer, stammte aus Madeira. Im Hof konnten die Kinder auf Dreirädern und einer Plastikrutsche

spielen. Beim Kochen in der Gemeinschaftsküche erzählten wir uns gegenseitig unsere Erlebnisse vor Gericht. Wir schienen alle aus mehr oder weniger den gleichen Gründen hier gelandet zu sein. Angelina und ich bekamen keine Sozialhilfe, sie wegen ihres Aufenthaltsstatus, ich, weil ich eine Eigentumswohnung besaß. Aber ich hatte einen Laptop, konnte freiberuflich arbeiten und wurde einigermaßen gut bezahlt, während ihr nichts anderes übrig blieb, als zum Mindestlohn in einem CD-Laden zu arbeiten. Ich war privilegiert. Wenn Angelinas Ex sie mal wieder im Stich ließ, sprangen wir ein und übernahmen das Babysitten, damit sie zur Arbeit gehen konnte. Und wenn ich vom nächtlichen Arbeiten müde war, gab ich mir Mühe, das nicht zu zeigen.

Allmählich zogen meine neuen Freundinnen in Sozialwohnungen oder WG-Zimmer um. An Weihnachten waren Max und ich allein im Wohnheim.

Dann wurde es wieder voller, und Nicola zog ein.

«Du hast wunderschönes Haar», sagte ich, als ich eines Abends auf Nicoles Bett saß. Sie und ihr vierjähriger Sohn Will waren die einzige andere Familie auf meinem Stockwerk. Die Zimmertüren standen offen, damit ich durch den Flur hören konnte, wenn Max, inzwischen achtzehn Monate alt, aufwachte.

«Probier's mal mit Schaumfestiger, das würde deinem Haar mehr Volumen geben», sagte Nicola und nahm eine Sprühdose von der Kommode. Haare waren nicht mein Ding, aber Nicola hatte früher als Friseurin gearbeitet, und ich wollte nett sein,

suchte irgendein verbindendes Gesprächsthema. Wenn sie durch die Wohnheimflure lief, schwang ihr Haar wie ein schimmernder kastanienbrauner Vorhang. Sie erinnerte mich an die Rädelsführerinnen in der Schule, denen ich früher auf dem Spielplatz immer ausgewichen bin, weil sie lachten und «hässlich» riefen, wenn ich vorbeikam. Während Nicola mit mir sprach, betrachtete sie ihre perfekt lackierten roten Nägel.

«Ich muss gehen», sagte ich. «Ich habe eine Deadline.» Ich gähnte, schon bei dem Gedanken daran wurde ich müde.

Nicola hob das Kinn und sah mich von oben herab an. «Ich habe keine Lust zu arbeiten.» Sie war nach der Trennung von ihrem Freund aus Manchester nach Jersey zurückgekehrt und hoffte, bald von den States of Jersey eine Wohnung zugeteilt zu bekommen. «Mit Nettigkeit kommt man im Leben nicht weiter», sagte sie. «Ich hab da mal ein Buch gelesen. *Windige Mädchen haben ein besseres Leben*. Da hab ich gedacht, das bin ich auch, windig.»

«Windig? Meinst du vielleicht stürm–»

Das Fenster klapperte, wir schauten auf. Der Wind war stärker geworden. Im Geist sah ich vor mir, wie Nicola herumgewirbelt wurde, das Haar wie ein Superheldenumhang hinter ihr her flatternd.

«*Warum brave Mädchen nicht vorankommen, windige Mädchen aber schon*. So hieß das Buch.» Sie machte eine kurze Pause. «Das solltest du mal lesen.»

Ich nickte. «Ich muss jetzt arbeiten. Danke für den Schaumfestiger.»

Max lag in seinem gestreiften Schlafanzug auf dem Bett, alle viere von sich gestreckt. Ich ging nach unten in die Küche, um mir ein Glas Wasser zu holen, und traf dort auf Kayleigh, die mir von den neuen Bewohnerinnen am sympathischsten war. Sie hatte wie ich ein loses Mundwerk und war anders als ich mit allen Wassern gewaschen. Sie hatte mir von den Streitigkeiten mit ihrem Freund und ihrer Familie erzählt. «Ich will die ganzen Kontrollfreaks nicht mehr in meinem Leben haben.»

Das konnte ich nachfühlen. Ich hatte ihr schwarze Lederhandschuhe mit Seidenfutter vermacht, ein Geschenk von Pavel. Sie in einen Charity-Laden zu bringen, hatte ich nicht über mich gebracht. Kayleigh hatte sie anprobiert, die Finger tanzen lassen und ihr platinblondes Haar zurückgestrichen. «Ich sehe aus wie Marilyn Monroe!»

Sie schloss ihren Essensspind auf, holte eine Tüte Penne heraus und bewegte sich trotz ihres umfangreichen Schwangerschaftsbauches mit graziöser Eleganz durch die Küche. Vor der offenen Küchentür saßen ein paar Frauen auf dem asphaltierten Hof, rauchten und redeten, darunter auch Nicola. Als sie herüberschauten, winkte ich ihnen zu. Nicola wandte sich ab und sagte etwas, die Gruppe lachte. Ich gab vor, an der Spüle beschäftigt zu sein.

«Mach dir nichts daraus», sagte Kayleigh leise und nickte in Richtung Tür. «Die ertragen es nicht, wenn jemand was aus seinem Leben macht und das hier hinter sich lässt.»

Da ich nicht genau wusste, was sie meinte, lächelte ich bloß und sagte gute Nacht. Auf der Treppe nach oben fühlte sich alles schwer an. Im Zimmer unter mir begann eine Frau, in ihr Telefon zu brüllen, und weckte damit Max auf. Ich stillte ihn, bis sein Körper sich entspannte. Wieder setzte unten unverständliches Geschrei ein, die Frau wurde immer wütender. Max regte sich und begann zu weinen. Ich hämmerte auf den Boden. Ruhe kehrte ein. Wieder stillte ich ihn, bis er einschlief, dann arbeitete ich bis drei Uhr morgens.

Am nächsten Tag stand eine Skype-Besprechung mit einem Kunden in Genf an. Da es im Wohnheim kein WLAN gab und mein Handynetzt nicht verlässlich war, begab ich mich in ein nahe gelegenes Café, suchte mir einen Tisch vor einer leeren Wand und positionierte Max in seinem Kinderwagen so, dass er in Reichweite, aber nicht zu sehen war. Sein Gesicht war in einem Croissant vergraben. Ich setzte Kopfhörer auf und wartete auf den Anruf.

«Ja. Menstruation muss wirklich zum Thema werden», sagte ich laut, als die Besprechung begann. Es ging darum, dass Mädchen in ärmeren Ländern während ihrer Periode oft nicht in die Schule gehen können. Die Anzugträger im Café drehten sich um und starrten mich an. Ich hatte mir an dem Morgen tatsächlich Mühe gegeben und sogar die Haare gekämmt, nur von den Schultern abwärts sah ich schlampig aus. Ich wich den Blicken aus und konzentrierte mich auf den Bildschirm. Amrita, die Hygieneexpertin, ließ ihrem Frust über die viel zu

geringe öffentliche Aufmerksamkeit für dieses wichtige Thema freien Lauf und pfefferte ihre Sätze freizügig und provokant mit «Scheiße». Um mich engagiert zu zeigen, tat ich es ihr nach.

«Habt ihr Zahlen für die Scheiße im ländlichen Raum?», fragte ich. «Wenn die Menschen auf die Felder scheißen und das ins Wasser kommt, dann ... Ja, ich sehe zu, dass das deutlich wird.»

Als ich kurz schwieg, bestellte ein Gast lautstark einen Milchkaffee.

«Bist du in einem Café?», fragte Amrita.

«In einem Gemeinschaftsbüro.» Mein Café-Arrangement schien mir nicht professionell genug. Max hatte das Croissant verschlungen und quietschte. Ich hielt die Hand über das Mikrofon.

«Ist da was mit der Verbindung?», fragte Amrita.

«Ja, da sind irgendwelche Störgeräusche.»

Am Ende des Gesprächs roch ich meinen eigenen Schweiß. Wie schafften es andere alleinerziehende Mütter, die so pleite waren wie ich, mit kleinen Kindern zu überleben? Wie lange konnte ich so weitermachen?

Ein halbes Jahr verging. Das Wohnheim wurde kleiner, die Flure enger, die Treppen steiler. Nicola schenkte mir meistens keine Beachtung, aber Will warf sich bei jeder Gelegenheit mit aller Kraft auf Max, der, halb so alt und halb so groß, immer den Kürzeren zog. Eines Mittags platzte ich versehentlich in Nicolas Geburtstagsfeier hinein. Sie saß mit anderen Frauen am